

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 13.

Montag, 16. Januar

1928.

Jugendliebe.

Familienroman von Grete v. Sah.

(Nachdruck verboten.)

(12. Fortsetzung.)

Die Tage in Adelsreut hatten ein stilles, gleichmäßiges Wesen. Ein wohliges Behagen schien über dem ganzen Hause zu liegen. Man konnte glauben, daß es in Adelsreut keinen einzigen Menschen gab, der sich nicht restlos glücklich fühlte. Aber das war nicht so. Die junge Gutsherrin litt unter der stillen Gleichmäßigkeit der Tage. Sie war es anders gewöhnt. Tage, bunt und vielgestaltig. Der graue Alltag gehörte für sie zu den Seltenheiten. In der „Waldblust“ war immer, zu jeder Jahreszeit, etwas los. Da war Leben. Sie dachte jetzt oft an ihr Zuhause zurück und spürte Sehnsucht, aber sie kämpfte sie tapfer nieder, denn ihr Mann liebte es nicht, wenn sie von daheim sprach. Sie hatte es bald herausgefunden, daß er wenig Sympathie für ihre Eltern empfand. Es war ihr schmerzlich, aber sie tat auch nichts dazu, Mann und Eltern einander näher zu bringen. Sie war schon ein halbes Jahr verheiratet und ihre Eltern hatten noch nicht ihr Heim gesehen. Zum Weihnachtsfest hatte sie bitten wollen, aber der Wunsch ihres Mannes, das erste Fest allein mit ihr zu verbringen zu wollen, hatte sie davon absehen lassen.

„Im Frühjahr werde ich auf ein paar Wochen zu ihnen gehen“, nahm sie sich vor. Mit dem Auto war man in wenigen Stunden in Bienrode. Sie hatte auch Sehnsucht nach dem Städtchen, aus dem sie wenig herausgekommen war; auch nach den Menschen, die zu ihrem früheren Kreise gehörten. Hier hatte sie noch keinen Menschen, der nicht zum Hause gehörte, kennen gelernt. Sie saß an ihrem Fenster und sah sinnend hinaus. Eine trübe Stimmung ruhte über dem Städtchen Landschaft, das vor ihren Blicken lag. Es hatte tagelang geschneit. Wege, Bäume und Sträucher waren bedeckt von Schnee und nun ging seit Stunden ein Tauwind darüber hin und wandelte die weiße, weiße Schneedecke in Schmutz, der in grauen, trüben Lachen zusammenfloß.

Ihr Mann betrat das Zimmer.

„Was machst du, Hede?“ Er trat zu ihr und sah sie fragend an. Sie zog die Schultern.

„Was soll ich machen, Benno, ich langweile mich.“

„Das sollst du nicht tun.“

Sie verzog den Mund zum Lächeln und sah dann wieder zum Fenster hinaus.

„Bist du draußen?“ fragte sie.

Er bejahte. „Du solltest, statt dich zu langweilen, mal einen tüchtigen Marsch machen.“

„Bei dem Wetter?“ Sie zog die Schultern zusammen.

„Was macht das schon, man zieht sich warm an. Du hast zuviel im Zimmer, bist schon blaß und schmal geworden. Reite wieder jeden Tag, fahre aus, laufe auch mal ein Stückchen. Das macht frisch.“

Sie wandte ihm langsam ihr Gesicht zu.

„Daß uns Besuche in der Nachbarschaft machen, damit wir Verkehr kriegen. Ich kann nicht ohne gesellschaftlichen Verkehr sein.“

Er sah sie betroffen an. Ihm war ja diese Zurückgezogenheit, in der sie jetzt lebte, auch nicht sonderlich angenehm, er hatte vor seiner Verheiratung in allen

Gutshäusern der Nachbarschaft verkehrt. Aber die Befürchtung, seine Frau könnte keine freundliche Aufnahme in diesen Kreisen finden, hatte ihn davon absehen lassen, bei den Nachbarn mit Hede Besuche zu machen. Er kannte hier alle sehr gut. Größtenteils waren es adlige Familien, von denen jede mit einem gut Teil Hochmut gesegnet war. Die Hotelbesitzerstochter wäre ihnen bestimmt sehr fatal, und Hede, flug wie sie war, würde das bald merken. Machte er Besuche mit ihr, so riskierte er, daß Hede Demütigungen erfuhr. Natürlich in einer Form, daß man sich nicht dagegen wehren konnte. Das waren seine Bedenken, aber von diesen konnte er zu Hede natürlich nicht sprechen.

Den Blick auf ihrem Gesicht lassend, sagte er: „Ich habe keine rechte Lust, Besuche zu machen; darauf folgen dann gleich Gegenbesuche, Einladungen. Na, der ganze große Apparat, gesellschaftlicher Verkehr genannt, kommt in Betrieb und bringt einem nicht viel anderes als Unruhe. Ich bin kein Freund davon. Aber laß mich mal nachdenken, vielleicht finde ich ein paar nette Menschen, mit denen man einen zwanglosen Verkehr pflegen kann.“

Hede wurde argwöhnisch. „Vielleicht hat er sich meinetwegen von allem Verkehr zurückgezogen?“

Ihre nachdenkliche Miene bemerkend, sagte er: „Na, warte mal, ich will schon die rechten Menschen für uns finden.“ Und dann fügte er hinzu: „Wenn es dir recht ist, lade ich den Konni ein, daß er seine Osterferien bei uns verbringt.“

„O, das ist noch lange hin.“

Am ihren Mund huschte ein wehes Lächeln und in ihren Augen war auf einmal ein Ausdruck, als suche sie in der Ferne ein Bild, ein Etwas, das sie ganz erfüllte.

Man kam nicht mehr auf das Gespräch zurück. Hede versuchte es, sich in ihrem großen Hauswesen nützlich zu machen. Sie sah nach dem Rechten, gab Anweisungen und Befehle, aber hinterher sah sie ein, daß in dem wohlgeordneten Haushalt alles wie am Schnürchen lief und ihr Eingreifen überflüssig, wenn nicht gar schädlich war. Sie mußte schreiben, schrieb Briefe, las. Das war das Programm ihrer Tage. Leer und völlig inhaltslos erschien ihr das Leben.

Zu Hause hatte sie ihrem Vater die Bücher geführt, die gesamte Korrespondenz erledigt, hier wurden diese Arbeiten in der Gutsverwaltung gemacht. Eines Tages forderte sie Braun, der das Hauptwirtschaftsbuch führte, auf, es ihr vorzulegen. Er sah sie erstaunt an und dann fragend auf den Baron.

„Tun Sie, um was meine Frau Sie ersucht“, sagte Treu in scharfem Tone.

Als Braun das Zimmer verlassen hatte, wandte Treu sich an seine Frau.

Braun begriff nicht gleich, was du von ihm haben wolltest. Ich muß sagen, ich begreife auch nicht recht, was dich zu diesem Befehl veranlaßt hat! Es sieht ja geradezu nach Mißtrauen aus, daß man ihm plötzlich das Buch abverlangt. Der Mann steht ziemlich zwanzig Jahre in meinem Dienst, ich war noch ein grüner Bengel, als ich das Gut übernehmen mußte, er hat für mich ge-

wirtschaftet, ehe ich es selbst verstand und später ist er bescheiden zurückgetreten. Nie habe ich ihn auf eigenem Handel ertappt, nie auf der geringsten Nachlässigkeit oder gar Unredlichkeit. Das Hauptbuch ist stets in seinen Händen gewesen, er hat die Abrechnungen in der Verwaltung gemacht. Stets hat alles geklappt.

„Wenn alles so gut in Ordnung ist, so kann er es ja ruhig vorlegen.“

Ihr Mann wandte sich achselzuckend ab und ging im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er vor Hede, die an seinem Schreibtisch saß, stehen und fragte:

„Was willst du denn mit dem Buch, du verstehst ja gar nichts davon?“

„So werde ich mich orientieren. Ich habe das Bedürfnis, mich nützlich zu beschäftigen, die Untätigkeit, zu der du mich verurteilst, halte ich auf die Dauer nicht aus.“

„Sol!“

Treu ging wieder ein paarmal auf und nieder, dann verließ er das Zimmer.

„Jetzt geht er zu Braun“, dachte Hede, „um Nachsicht für mich zu erbitten.“

Als Braun etwa eine Stunde später mit dem Buche antrat, schickte sie ihn fort, ohne einen Blick hineinzutun. Ihr Mann, der bald nachher kam, fragte, während ein kleines ironisches Lächeln seinen bartlosen Mund umspielte, ob sie das Buch in Ordnung gefunden habe.

Er versuchte dabei, ihre Hand zu fassen, die sie ihm aber entzog. Sie ging auf ihr Zimmer und kam auch zum Abendessen nicht hinunter. Kurz vor der Essenszeit legte sie sich schlafen und ließ durch ihre Zofe sagen, daß sie sich nicht wohlfühle. Er kam wie stets gegen zehn Uhr herauf. Sie hörte, wie er sein Zimmer betrat, sich auskleidete und sich schließlich niederlegte, ohne in ihr Zimmer hineinzusehen. Sein Fernbleiben kränkte sie so, daß sie lange mit offenen Augen ins Dunkle starrte, ohne Schlaf finden zu können.

Am folgenden Tag richtete sie es so ein, daß sie nicht mit ihrem Manne am Kaffeetisch zusammen war. Erst zum Mittagessen trafen sie sich. Ihr Mann fragte nicht nach ihrem Befinden, sondern sah sie nur mit einem langen prüfenden Blick an.

„Was siehst du mich so an?“ fragte sie.

„Wie dein gestriges Betragen zu dir paßt!“

„Alles Blut schoß ihr ins Gesicht. Sie empfand, daß sie sich dumm betragen hatte, aber eine wahre Wut erfüllte sie gegen ihren Mann, der sie daran erinnerte. Mit einem hochmütigen Blick über ihn hinweg sehend, setzte sie sich zu Tisch. Man aß schweigend und stand danach schweigend vom Tisch auf. Jeder ging auf sein Zimmer.“

Hede dachte in einer Aufwallung grenzenloser Bitterkeit: „Was mir jetzt geschieht, geschieht mir schon recht; mich darüber zu beklagen, wäre dumm; dagegen auflehnen, unmöglich. Was konnte ich auch von einer Ehe erwarten, in die ich ohne Liebe gegangen bin. Sie weinte sich Schmerz und Bitterkeit von der Seele. Auf ihrem Schreibtisch lag ein angefangener Brief an ihre Mutter. Sie riß ihn in kleine Stücke. Nur jetzt nicht weiter schreiben, sonst floß etwas von der trüben Stimmung, in der sie sich befand, mit ein. Und niemand sollte wissen, daß sie sich unglücklich fühlte.“

Sie nahm ihren Platz am Fenster ein und sah hinaus in den graubüsteren Tag. Plötzlich entschloß sie sich, auszureiten. Sie klingelte dem Diener und gab Befehl, die „Cintusch“ jatteln zu lassen. Dann kleidete sie sich um und ging hinunter.

Der Reitknecht stand schon wartend mit ihrem Pferd da.

„Befehlen gnädige Frau, daß ich mitreite?“

Sie verneinte, sah auf und ritt den Weg zur Chaussee entlang. Es war kalt und die Luft voll nebelnder Feuchtigkeit. Hede war es recht so, das Wetter paßte zu ihrer Stimmung. Nach all den Aufregungen, die sie gehabt hatte, war ihr der Ritt durch Wind und Wetter eine Erholung. Dicke Nebelschwaden wälzten sich zwischen den dunklen Tannen. Eine wundervolle Stille war um sie her, die nur ab und zu durch das Krächzen eines auf fliegenden Raben unterbrochen wurde. Das Wesen der Natur beruhigte bald ihre leidende Seele. Die Ein-

samkeit genießend, ritt sie stundenlang am Walde entlang.

Schon begann der Tag sich zu neigen, als sie das Pferd wandte, um zurückzureiten. Das Hupensignal eines Autos ertönte aus der Ferne. „Cintusch“ legte die Ohren an den Kopf. Hede streichelte dem erschrockenen Tier beruhigend den Hals. Sie horchte auf. Sollte Benno ihr mit dem Auto gefolgt sein? Sie hielt ihr Pferd an. Es tänzelte unruhig hin und her. Hede, die die Scheu des Pferdes vor Automobilen kannte, versuchte es durch Streicheln zu beruhigen, aber vergebens. Einen Weg, auf dem sie abbiegen konnte, gab es nicht. Die Chaussee hatte zu beiden Seiten dichten Wald. Wieder ertönte das Signal, der Wagen kam näher. Hede konnte schon erkennen, daß es nicht der Adelsreuter Wagen war. Sie gab „Cintusch“ die Sporen, um schnell mit ihm an dem Auto vorüber zu kommen, aber im Moment, als der Wagen an ihnen vorbeiraste, stieg „Cintusch“ hoch und überschlug sich. In weitem Bogen flog die Reiterin.

In Adelsreut war man entsetzt, als „Cintusch“ allein eintraf. Der Reitknecht, das Pferd noch am Zügel haltend, lief zu den Stallungen, durch die eben der Baron einen Rundgang machte.

„Gnädiger Herr, das Pferd ist allein zurückgekommen!“

Treu, leichenbläß vor Schreck, gab Befehl, sein Pferd zu jatteln. Der Chauffeur halte eben das Auto zur Fahrt gerichtet. Er wagte einen Vorschlag.

„Vielleicht, Herr Baron, wäre es besser, das Auto zu nehmen?“

Treu sah zu dem Reitknecht hin, der damit beschäftigt war, „Cintusch“ abzureißen.

„Sahen Sie, in welcher Richtung die Frau Baronin fortritt?“

„Links, die Chaussee hinauf, Herr Baron.“

„Los, Schulze, wir nehmen den Wagen.“

Kirn kam angelaufen und brachte Lederjoppe und und Mütze. Eben fuhr der Wagen vom Hofe, als ein anderer vor der Rampe hielt. Kirn ließ dienstbeflissen herbei. Treu befahl dem Chauffeur, zu halten. Im Wagen stehend, sah er gespannt hinüber. Mit einem Satz war er plötzlich draußen. „Fahren Sie zurück!“ rief er Schulze zu. Dann stand er bei seiner Frau, die eben, von einem Herrn unterstützt, den anderen Wagen verließ.

„Ist „Cintusch“ eingetroffen?“ fragte sie, und dann sah sie zu dem Herrn, der ihr beim Aussteigen behilflich war, wendend: „Gestatten Sie, Graf Klatt, daß ich Sie mit meinem Manne bekanntmache.“

Die Herren reichten sich die Hände, nannten ihre Namen. Hede lud Klatt ein, mit ins Haus zu kommen. „Wir müssen doch meinem Mann erzählen, was sich zugetragen hat. Das können wir am besten in der warmen Stube bei einem Glase Tee.“

(Fortsetzung folgt.)

Fasching in St. Moritz.

Von Volkmar Izo.

Sie trat, die vereisten Seehundsstreifen kühn um die Taille geschlungen, alibierende Eiskümpfen an den goldblonden Haaren und der grellroten Stimmbüchse, Eisstrümpfen auf dem brillant geschnittenen Norwegerkostüm, wie eine rosige Göttin des Schnees in die feierliche Melancholie eines Tango. Sie quittierte die ergebene Begrüßung ihrer Bewunderer, nickte einer schönen Frau über die Tische zu, erzählte einer Schar von gebräunten jungen Leuten von der eiskündigen Tour im Schneeschuh und schritt sicher durch das Spalier hingerissener Bewunderung der Herren und des stillen, aber desto heftigeren Interesses der Damen zum Lift.

Wie diese Szene des Fünf-Uhr-Tees glück jeder ihrer Auftritte einem Ereignis: Nachts in unerhörten Toiletten als mondaine und ammutige Schönheit in den Tanzsälen der großen Hotels. Binnen drei Wochen unbestrittene Siegerin über die internationale härteste Konkurrenz mit fünf Schönheitspreisen, einem Preis für die schönsten Beine und eifrigen Tanzpreisen. Am Vormittag wie eine blonde Diana auf Ebern hinter den dampfenden Wägen über den See. Am die Wette mit den besten Läufern bei halbschweren Abfahrten, und überlegene Siegerin in allen Damenrennen.

Tollkühn, während den Zuschauern das Grauen über den Rücken lief, an der Wand der gefährlichsten S-Kurve in ihrem holzgeklebten Bob „Naga“, der in allen Rennen ungeschlagen blieb. Von den verheirateten Männern heimlich verehrt, von den unverheirateten eifersüchtig umschwärmt, mit respektvollen, leidenschaftlichen und phantastischen Heiratsanträgen verfolgt. Von den Frauen angestaunt und gefürchtet wie eine unheimliche schöne Schlange: dies war und so stieg jetzt Helen Joyce, geboren den 17. Mai 1903 in Nottingham, ledig, ohne Begleitung und Beruf, in das dampfend heiße Bad, duschte sich eifrig, ließ sich von ihrer Jose massieren, war in fünf Minuten angekleidet, betrat in einem schneeweißen Sportkostüm mit Polarfuchsoverbrämung die Halle und nahm am Tisch des Kommerzialsrats Wenger Platz, der auf der Rückfahrt von einer geschäftlichen Reise nach Mailand in St. Moritz Station machte.

Man kannte sich von Florenz, wo man zufällig im gleichen Hotel wohnte. Der etwas asthmatische alte Herr mit dem schlohweißen, sorgfältig gescheitelten Haar und der frischen Gesichtsfarbe, gut konservierter Sechziger zur Linken, seine hübsche Tochter zur Rechten und der steif-korrekte Schwiegersohn gegenüber — diese drei gaben den festen Familienrahmen für Helen und schützten gegen die verwegenen Lastermäuler.

Seit elf Tagen sah man so beim Lunch, Tee und Souper, der alte Herr mit täglich wachsender, doch streng platonischer Begeisterung, der Schwiegersohn vernarrt und darum um so aufmerksamer, seine Frau scharf beobachtend, aber angesichts der zahlreichen Anbeter Helens vollkommen ruhig.

Im übrigen war der Kommerzialsrat der Zimmernachbar Helens.

Nach dem Tee empfahl sich Helen und besprach mit ihren Partnern eine große Skitour, zu welcher man am nächsten Morgen um sechs Uhr aufbrechen wollte. Zwei tadellos aussehende Amerikaner, ein englisches Ehepaar und ein bekannter Wiener Springer hielten mit. Zwei derbe Führer, mit braungebrannten Gesichtern gaben ihre Ratsschläge, Helen lächelte, als einer wegen der Lawinengefahr eine Änderung der Route vorschlug. Dann ließ sie sich vom Portier nochmals versichern, daß ihr Schlitten Punkt fünf Uhr fünfzehn warten werde, fuhr in ihr Zimmer und legte sich eine Stunde nieder.

Im Nebenzimmer trällerte der Kommerzialsrat eine Arie aus „Manon Lescaut“.

Bunte Lichtergirlanden unter einem rot-rosa Baldachin, drei Jazzkapellen, Tavernen, eine kalifornische Bar, ein urgemüthlicher Wiener Heuriger, Überfüllung und fabelhafte Stimmung, Helen als Clou der Redoute.

Sie kam in einem stilisiert spanischen Kostüm à la Raquel Meller aus grünen Chantilly-Spitzen, im Goldhaar einen überdimensionalen, prachtvoll geschnittenen Schildpattkamm mit einer bis zum Boden reichenden Mantilla und war sofort wieder Mittelpunkt des Staunens und der Begeisterung, verdrehte einem Rubel von Herren gleichzeitig die Köpfe — der Kommerzialsrat fehlte nicht dabei.

Um zwei Uhr vergab er nach dem achten Glas Sekt und beim Anblick ihrer wundervollen Schultern seine platonischen Vorsätze, bat sie entschlossen um eine kurze Unterredung in „The Californian Bar“, zog sie in eine geschützte Nische und sprach, während in dem kleinen Raum Columbinen, Apachen, Kokotodamen und Indianer tanzten, von seinem Bedürfnis nach Jugend um sich, den Möglichkeiten, die er einer Frau bieten könne: — eine Villa am Wannsee, Jagdschlösser in Tirol und Ungarn, Reisen in sehr ferne Länder, auch —

Sie lächelte, da einer ihrer Skipartner sie um den One-Step bat. Der alte Herr resignierte mit einem philosophischen Kopfnicken, tröstete sich, da sie nicht mehr zurückkam, mit weiteren vier Gläsern Sekt und einigen Whiskos, und ging um vier Uhr mit einer tüchtigen Bettswere und einem ganz jugendlichen Liebestummer zur Ruhe.

Mit einem entsetzten Schnarchen, dem ein schweres Stöhnen folgte, erwachte er jäh, horchte knurrend nach dem verzweifeltsten Klopfen an der Tür und rief wütend: „Zum Teufel, was ist denn los?“, und sah im nächsten Augenblick die bildschöne Helen in einem Kimono aus orangefarbener Seide atemlos in das Zimmer stürzen, sich wankend an einem Ganteuil halten, ohnmächtig hineinsinken und ihren hüben Kopf auf die Brust sinken. —

Er sprang in seinem schwarz-weiß gestreiften Pyjama aus dem Bett, warf den Schlafrock um, fuhr in die Hausküche, ließ in das Badezimmer, kam leuchtend mit einem Bürsthauber zurück und strichte wie ein gelernter Friseur das Kölner Wasser auf Helens Stirne, Hals — und das blütenweiße Dekolleté.

Nach einer Weile schlug sie die Augen auf und blühterte, während er gerührt ihre Hand hielt, daß unter ihrem Bett ein Mensch liege — ein Eindringler — oder vielleicht ein irrsinniger Anbeter — sie hörte ganz deutlich ein Geräusch.

Die Möglichkeit der Abrechnung mit einem der tüchtigen

Verehrer ließ das Verz des mustulösen, alten Herrn schneller klopfen. Er nahm sofort seine Taschenlampe, sah vorsichtig auf den Korridor, schlüpfte in das Nebenzimmer und kam nach wenigen Minuten enttäuscht mit der Versicherung zurück, daß weder unter dem Bett noch sonst im Zimmer ein menschliches Wesen verborgen sei.

Helen dankte gerührt und bat, noch etwas bleiben zu dürfen, um sich von dem Schrecken zu erholen. Sie bot aus ihrer Tabatière dicke englische Zigaretten an.

Man unterhielt sich über das Fest; Wenger versuchte bei der zweiten Zigarette eben an das Thema seiner unterbrochenen Werbung anzuknüpfen, als er, trotz aller Aufbietung seiner Energien, plötzlich übermächtig schläfrig wurde — er stammelte noch einige Worte — gähnte und schlief ein.

Sie beobachtete ihn eine Weile — sprang auf, öffnete mit einem Nachschlüssel den Kasten, leuchtete mit einer winzigen Taschenlampe hinein, hob einen kleinen Koffer — probierte zwei, drei, sieben Schlüssel, der achte paßte, öffnete, nahm einige zusammengeheftete Papierbogen heraus, überflog sie, faltete sie und steckte sie in die Armelsack des Kimonos. In Sekunden war der Koffer und Kasten verpackt, sah wieder neben dem Schlafenden, rüttelte ihn und rief ihm in die Ohren: „Verehrtester, Sie schlafen ja! De!“

Sie rüttelte ihn noch einmal; er öffnete mühsam die Augen, lächelte eine Entschuldigung. Sie reichte ihm lachend die Hand.

„Sie haben Pech mit Ihren Anträgen — beginnen Sie heute abend noch einmal von vorn, hoffentlich sind Sie ausgeschlafen!“

Ein zarter Händedruck, mit dem sie ihm für seine Bemühungen dankte — noch eine Welle ihres starken Parfüms — dann stand er gähmend beim Tisch, war entsetzlich schläfrig, aber dennoch glücklich und verliebt, wankte zum Bett und schnarchte in der nächsten Minute wie eine Dampfmaschine. —

Fünf Uhr fünfzehn klag Helen in Skidreh mit den Brethern in den Schlitten, sah fünf Uhr dreißig in dem Mailänder Schnellzug und raste um zehn Uhr, als der Kommerzialsrat seinen schweren Kopf mit kaltem Wasser besaß, und dann mit dem Fieder die verschneiten Berge absuchte, in einem Lancia zwischen blühenden Mandel- und Narkissenbäumen auf der Straße von Mailand nach Genua. Den Wagen steuerte ein bildhübscher junger Mann. —

Man erwartete Helen vergeblich zum Tee. Ihre Gesellschaft kam spät zurück, erklärte erstaunt, daß sie nicht mitgenommen sei und vermutlich allein eine Tour unternommen habe. Man stellte sofort eine Rettungsexpedition, ausschließlich aus Anbetern der jungen Dame, zusammen — es waren elf Mann. Sie ging in der letzten Minute nicht ab, da der Stationschef und zwei Träger bestimmt versicherten, daß die Dame den Schnellzug nach Mailand genommen habe. —

Man erang sich in den kühnsten Vermutungen und bestürmte den hilflosen Kommerzialsrat mit Fragen. Als eine ältliche, sehr magere Dame vorsichtig von der Flucht einer Dachstaplerin aus dem Hotel Beau Séjour in Cannes zu erzählen begann, wurde er plötzlich nervös. Empfohl sich rasch, fuhr, noch kämpfend zwischen Liebe und Arawohn, in seine Etage, öffnete Zimmer, Kasten und Koffer — die noch nicht patentierten Geheimnisse über ein epochales Kohleverflüssigungsverfahren fehlten. —

Um zwei Uhr nachts — genau nach vierundzwanzig Stunden nach seinem ersten Heiratsantrag — gab Kommerzialsrat Wenger durch Radio und Telegraph der internationalen Polizei die Personalbeschreibung der schönen Helen, verfluchte die Liebe, wie weiland Alberich, und ließ sich nicht mehr im Hotel bliden. Aber auch die elf Herren der Rettungsexpedition hatten in den nächsten Tagen nichts zu lachen — denn die Damen revanßierten sich gründlich.

Elefantenfriedhöfe.

Von Hans Schömburg.

Es ist etwas Eigentümliches um die alten Sagen der Naturvölker. Immer enthalten sie ein Körnchen Wahrheit. Die Arbeit des Forschers ist es, aus diesem großen Wulst sagenhafter Erzählungen dieses Körnchen Wahrheit herauszufinden. Dazu versteht es der Neger ganz vorzüglich, um den Weissen gefällig zu sein, selbsterfundene Geschichten hinzuzufügen, die sich der Frage des Europäers anpassen.

Zwanzig Jahre habe ich Afrika bereist, zweimal den Erdteil durchquert, fünf Jahre sozusagen auf den Wäldern der Elefanten verlebt. Bin ihnen gefolgt in ihre Zufluchtsorte, die vorher noch keines Europäers Fuß betrat. Tausende von Elefanten habe ich gesehen, habe sie tage- und wochenlang beobachtet, habe abends am Feuer gesehnen, mit alten Elefantenjägern aller Stämme, darunter viele, deren Sprache ich kannte, mit denen ich mich unterhalten konnte über alte Zeiten. Immer wieder tauchte auch in diesen Gesprächen bei flackerndem Scheine des Lagerfeuers die Sage

auf vom Elefantenfriedhof. Lange Jahre war ich steif, bis dann eines Tages der Zufall es wollte, daß mich nicht ein Mensch, sondern ein Elefant überzeigte, daß es wirklich Elefantenfriedhöfe gibt. Man darf sich natürlich unter diesem Elefantenfriedhof nicht einen großen Platz in Afrika vorstellen, wo alle Elefanten hinkommen zum Sterben. Nein, jeder Bezirk hat sozusagen einen eigenen Friedhof. Es ist auch in Europa eine bekannte Tatsache, daß ein totkrankes Tier sich zum Wasser verzieht. Kranke Tiere, wie kranke Menschen, sind naturgemäß immer durstig. Und so geht es auch dem mächtigen Riesen der Vorzeit, dem Elefanten, der, wenn er krank ist, vielleicht sogar in seinem Unterbewußtsein sein Ende herannahen fühlt, sich zurückzieht von der Herde, wegwandert aus der freien Steppe, oder aus seinem Urwald, hinein in einen See oder Sumpf. Dort bleibt er stehen. Hier hat er ständig Wasser; hier steht er ungestört und dort ereilt ihn auch der Tod. Wenn dann dieser mächtige Koloss hinsinkt, dann fallen die Krokodile über den Leichnam her, zerreißen ihn. Der Fluß spült die Knochen weg, die schwereren Zähne lösen sich aus dem Schädel, sinken auf den Boden und sind hier in kurzer Zeit vom Flußband begraben oder vom Sumpf verschlungen.

Nie wird ein Elefant im Urwald oder auf freier Steppe verenden. Dort würden unbedingt seine Gebeine gefunden. Raubgeier würden sich sammeln. Hyänen und anderes Raubgeheißel findet sich am Rande ein, die, wie ich selbst häufig beobachtet konnte, direkte Wechsellagerung austreten; diesen Leichengräbern der Natur würden die Eingeborenen folgen und den toten Elefanten finden. Manchmal kommt es natürlich vor, daß man auf der Jagd auch tote Elefanten findet und manche Zähne habe ich auf diese leichte Weise erbeutet. Aber hier handelt es sich immer um angeschossene Tiere, die auf dem Wege zu ihrem Sterbepfand verendet sind. Ich habe Elefantenbeine gefunden, das schon Jahre im Walde gelegen hatte, über das schon die Grasfeuer verschiedener Jahre hinweggefahren waren. Es war außen brüchig und gesprungen, aber der innere Teil war immer noch zu verwerten. Elfenbein zerfällt nicht so leicht. Die äußere Masse, die sich bildet, schließt den Kern.

Nie wird ein gesunder Elefant sich in einen Sumpf begeben, in dem er versinkt. Jeder Fachmann weiß, wie sorgfältig der Elefant mit dem Rüssel jeden Schritt Weges prüft, bevor er den Fuß setzt, weiß, wie schwer es fällt, einen Elefanten in einer Fallgrube zu fangen. Natürlich wäre es möglich, Elefanten durch Feuer und Schüsse, verfolgt von Tausenden von Menschen, zu treiben. Aber das könnte man doch nie als Elefantengrab ausprechen, denn die Jäger würden sich doch sofort der im Sumpf stodgebliebenen Tiere bemächtigen.

Wenn sich Elefanten in erloschenen Krater zurückziehen, so tun sie es nur, weil sie dort Ruhe haben und vom Menschen wenig belästigt werden. Aber in all diese Krater führen Wildwechsel hinein, die es dem Elefanten und auch anderem Wild immer ermöglichen, mit Leichtigkeit das Versteck zu verlassen, sobald Jäger sich nähern.

Daß man nie einen, eines natürlichen Todes gestorbenen Elefanten findet, liegt daran, daß sie sich zum Wasser zurückziehen. Nur dem Zufall habe ich es zu verdanken, daß ich eines Tages in Ostafrika einen solchen Platz fand. Es war im Juni 1908. Ich lagerte bei einem Dorfe, an einer großen Steppe, durch die der Ruaha-Fluß führt. Hier sammeln sich in einem bestimmten Monat sämtliche Elefanten des ganzen Bezirks. Ich war krank, konnte nicht auf Jagd gehen. Da wurde mir gemeldet, daß sich ein einzelner Bulle auf dem Teil der Steppe eingestellt hatte, der selbst in der Trockenheit ständig ungefähr 1½ Meter, an vielen Stellen auch weit mehr, unter Wasser steht. Diesen Bullen habe ich fünf Tage lang beobachtet, in dieser ganzen Zeit hat er sich auch keinen Meter weit von dem Platz gerührt, wo er sich am ersten Tage eingestellt hatte. Da erzählten mir die Jäger, daß er dorthin gekommen sei, zu sterben. Nachdem ich vom Fieber genesen, zog ich aus und es gelang mir, mich mühselig an den Elefanten heranzupürschen. Vom Fieber geschwächt durch den Sumpf zu waten, in dem ich stellenweise bis an die Brust versank, mich hindurchzuarbeiten durch Grastunnel, die von Flußpferden ausgetreten waren und die von Tausenden und aber Tausenden Moskiten belebt wurden, war kein Vergnügen. Näher und näher kam ich an den Riesen heran. Tiefer wurde das Wasser. Fast zur Raserei trieben mich die Moskiten, und doch durfte ich noch nicht einmal mit der Hand danach schlagen; denn schon waren wir auf dreißig Schritt an den noch immer unbeweglich dastehenden Elefanten herangekommen. Als wir aus dem Tunnel heraustraten, stand er vor uns, vollständig frei, beinahe bis an den Leib im Wasser, unbeweglich, kaum ein Zeichen, daß überhaupt noch Leben in ihm. Nur hier und da schlugen die Ohren, bewegt sich

ganz langsam der Rüssel. Ich war so schwach, daß ich kaum die schwere Doppelbüchse halten konnte. Und doch wußte ich, daß der erste Schuß tödlich sein mußte, denn an Flucht oder Ausweichen war im zähen Morast und im verwachsenen Gras nicht zu denken. Langsam hob ich die schwere Büchse, zielte, setzte wieder ab, zielte wieder, bis ich den tödlichen Fled gefunden — 2 Zentimeter hinter dem Ohrloch. Und als der Schuß über die weite Ebene donnerte, brach der Riese zusammen. Das Kleinhirn war getroffen. Noch einige Zuckungen, ein tiefer, schwerer Seufzer, der jedem Jäger ins Herz schneidet, und das mächtige Tier war verendet. Als wir den Elefanten untersuchten, stellte sich heraus, daß er von Eingeborenen angeschossen war und sich schwerkrank, in seinen Zufluchtsort getrieben hatte, um dort zu sterben oder zu genesen. Wir mußten die Zähne unter Wasser herauschlagen — eine Arbeit, die viele Stunden in Anspruch nahm. Wäre er unbemerkt hier verendet, so hätte niemand etwas von seinem Tode gewußt. Denn schon in derselben Nacht wären Krokodile gekommen, hätten den Elefanten aufgerissen und in wenigen Tagen wären nur noch die Knochen übrig geblieben, die dann im Sumpf versinken. Und so, wie dieser weidwunde Bulle sich dort einstellte, so zieht sich auch an solche Plätze der kranke Elefant zurück, der den Tod fühlt. Hier stirbt er, denn hier kann er in Frieden sterben, nie werden Menschen ihn finden. Solche Friedhöfe, seien es Seen, Sümpfe, oder verborgene Plätze in Flüssen, gibt es viele in Afrika. Im Wasser findet das sterbende Tier sein Grab und wird daher nur selten gefunden.

Der zweite Elefantenfriedhof, den ich kenne, befindet sich auf der Wasserscheide des Kongo und Zambezi, im Malundalande; in einem großen, von den Eingeborenen „Squeaker“ genannten Dschungel, liegen zwei Seen, die ich entdeckte, Shitanda und Sengwe genannt, von unergründlicher Tiefe. Auch hier sollen sich nach Aussage der Eingeborenen Elefanten zum Sterben zurückziehen, die sich in den See einstellen und im Wasser dann versinken.

Und so gibt es in jedem Elefantenrevier einen Sumpf oder See oder verborgenen Platz im großen Fluß, wo die kranken Tiere sich hinziehen zum Sterben. Es gibt also nicht einen Elefantenfriedhof, sondern viele Elefantenfriedhöfe in Afrika.

Kleines Verhör.

Von Heinz Scharpf.

Zwei Knirpse, in zehn Jahren junge Dame und junger Herr, stehen vor dem erzürnten Papa. Sie haben Schreckliches begangen, sie haben ein Stück Torte stibitz. O Gott, was werden sie dafür ausfressen?

Papa, der eine Rute wie ein Nichtsichwert in der Hand hält, ist ganz gestrenger Inquisitor.

„Tretet näher, ihr Missetäter!“

Zwei dünne Beinchen setzten sich zaghaft in Bewegung.

„Noch näher!“

Brüderlein schiebt galanterweise Schwesterchen vor.

„Bist ihr, warum ihr gerufen seid?“

„Von wegen die Torte.“

„Ja, von wegen der Torte. Wer von euch hat sie aufgestöbert?“

Das Mädelschen pufst in holder Unschuld an seinem Kleidschen.

„Ich nicht, Papa — Erich!“

„Aha, Erich! Wer war es, der auf den Plan kam, sie zu klauen?“

„Papa, was ist klauen?“

„Sie zu nehmen, zu stehlen?“

„Ich nicht — Erich!“

„So, so! Also wie war das? Kaum war das Fräulein schlafen gegangen, drehet ihr heimlich das Licht aus, obwohl ich das ein für allemal verboten habe. Wer tat das?“

„Ich nicht — Erich!“

„Dann seid ihr auf den Gang hinausgeschlichen und habt die Speisekammertür geöffnet.“

„Ich nicht — Erich!“

„Hierauf wurden alle Raden durchstöbert. Dabei hat eines ein Glas umgeworfen.“

„Ich nicht, Papa, ich habe es aufgehoben.“

„Und wer hat dann die Torte aus der Büchse gestift?“

„Ich nicht — Erich!“

„Also alles Erich? Und was hast du dabei gemacht, Lieschen?“

„Ich? Gar nichts, Papa, ich habe nur die Torte gegessen.“

Der kleine Erich sich in die Brust werfend: „Siehst du, Papa, ich bin ganz unschuldig.“